

Nikolaus Katzer

Reich ohne Zaren. Imperiale Vorstellungen im russischen Antibolschewismus

Der Erste Weltkrieg stürzte das Russische Reich in eine Krise, die zunächst nicht als existentiell wahrgenommen wurde. Zwar stellten die unerwartet langen Kämpfe die Leistungsfähigkeit des Landes auf eine harte Belastungsprobe, doch noch immer vertrauten Zar, Regierung und Eliten auf ein gutes Ende. Zu einer dramatischen Zuspitzung der Ereignisse kam es seit der Jahreswende 1916/17, als das Ineinander militärischer Rückschläge und einer desolaten Versorgungslage die Regierung unter dem zunehmend realitätsblinden Nikolaj II. lähmte. Streiks und Demonstrationen lebten erneut auf und weckten die Furcht, Russland könnte an seinen Aufgaben scheitern und zum Spielball auswärtiger Mächte werden. Was der Euphorie in den „Tagen der Freiheit“ nach dem Rücktritt des Zaren folgte, war ein atemberaubender Kontrollverlust der zentralen Instanzen über das Geschehen in den Regionen und an der Peripherie des Imperiums. Der rapide Aufstieg der Bolschewiki, beschleunigt durch verheerende Niederlagen an der Weltkriegsfront, und die Leichtigkeit, mit der sie im Oktober die Macht zunächst in Petrograd an sich rissen, um sofort den Krieg nach innen zu lenken, ließ das Unvorstellbare zur Gewissheit werden: Das Russische Reich stand zur Disposition.

Erst Revolution und Bürgerkrieg schufen jene scharfe Distanz, die notwendig war, um erkennen zu können, dass tatsächlich alles auf dem Spiel stand. Ob das unerhört gewalthafte Geschehen apokalyptische Bilder wachrief oder ferne Traumata der Geschichte Russlands wie die „Zeit der Wirren“ zu Beginn des 17. Jahrhunderts heraufbeschwor – unter den Gegnern der Bolschewiki zweifelten nur wenige daran, dass sie Zeugen einer modernen Tragödie waren. Dass diese nicht den vermuteten Ausgang nahm und „Russland“ wider alle Prognosen militärisch zurückerobert wurde und in veränderter Gestalt wiedererstand, hat die geopolitische und geschichtsphilosophische Phantasie der Zeitgenossen enorm angeregt.

Vor den Augen ihrer Kontrahenten nahm das „Reich der roten Zaren“ mehr oder weniger deutlich Gestalt an. Wie aber ein Imperium „nach den Bolschewiki“ aussehen könnte, war eine vorerst theoretische Frage. Einen Masterplan gab es nicht. Vor dem Hintergrund einer kontroversen ideengeschichtlichen und konstitutionellen Debatte seit dem Vaterländischen Krieg gegen Napoleon und der krisenhaften Reform des Staatswesens in den letzten Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg befanden sich die Anhänger der Republik und erst recht die Monarchisten nach dem Oktober 1917 in der Defensive. Je länger die Bolschewiki die Macht im Zentrum behaupteten, desto mehr schwand die Hoffnung auf einen baldigen erneuten Systemwechsel. Mit welchem Konzept würde sich

eine Gegenbewegung mobilisieren lassen, die das alte Dilemma, Einheit und Vielfalt in einem multiethnischen Imperium zu versöhnen, löste? Die Jahre des Bürgerkriegs und der frühen Emigration wurden zur formativen Phase einer programmatischen Selbstreflexion, die bis in die Gegenwart relevant geblieben ist und nachwirkt.

Von Imperium zu Imperium

Der Übergang der großen Imperien in den „Nachkrieg“ hat in der jüngeren Forschung ein starkes Interesse gefunden. Das gilt auch für das Zarenreich, wenngleich seine stürmische Verwandlung in eine „Union der Räte“ noch manche Rätsel aufgibt. So unterlagen etwa die Motive der Bolschewiki bei diesem epochalen Umbau einem vielschichtigen Anpassungsprozess an die Realitäten einer zerfallenden Ordnung. Von besonderem Interesse sind die Anleihen, die beim Alten Regime und bei den politischen Gegnern gemacht wurden. Daran knüpft sich nicht zuletzt das Problem der Kontinuität. Schon vor 1914 hatte die Autokratie den Nationalitäten Zugeständnisse machen müssen, sie mit kulturellen Rechten und regionaler Autonomie ausgestattet und das Wissen über ihre Identitäten und Eigenarten gefördert. Diese Tradition ethnografischer Erschließung des Imperiums griffen die Bolschewiki auf und bedienten sich dabei sogar der kooperationsbereiten Experten der vorrevolutionären Wissenschaft.¹ Während die Gelehrten auf der operativen Ebene ihren Frieden mit dem neuen Regime machten, mussten selbst unerbittliche Gegner schrittweise anerkennen, dass eine neue Ordnung Form annahm, wenngleich sie die Symbole wechselte und die Szenarien der Macht austauschte.²

Nachdem jüngst der Erste Weltkrieg in die Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert zurückgeholt worden ist, stehen nun seine unmittelbaren Folgen auf dem Prüfstand.³ Jubiläen dienen als Anstoß dieser längst fälligen Revision. Schon das Ende der Sowjetunion hat überkommene Deutungen erschüttert. Hinzu kommt das stark gestiegene öffentliche Bedürfnis nach historischer Orientierung und Sinnstiftung. Im Kontext der Neubetrachtung des Jahres 1917 wird der russische Bürgerkrieg nicht länger als Appendix der Revolution betrachtet werden können. Dieser verheerende „Krieg im Frieden“ bildet die Urtragödie der Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert. Er treibt nicht nur Fachhistoriker um. Für Geschichtspolitiker, denen es vorrangig um harmonisierende Vergangenheitsmuster geht, oder für die Medien, die eingängige Geschichten erzählen

¹ *Juliette Cadiot*: Le laboratoire impérial. Russie-URSS 1860–1940. Paris 2007 (russ. Ausg. Moskva 2010). Vgl. das Beispiel der Orientalistik *Vera Tolz*: Russia's Own Orient. The Politics of Identity and Oriental Studies in the Late Imperial and Early Soviet Periods. Oxford 2011 (russ. Ausg. 2013).

² In einem achteiligen Roman (in vier Bänden) „Vom Zarenadler zur roten Fahne, 1894–1921“ versuchte der Kosakengeneral Pëtr Krasnov diesen Vorgang episch nachzuzeichnen. Das Werk erschien russisch erstmals 1921 in Berlin und erlebte mehrere Auflagen und Übersetzungen in andere Sprachen. Siehe: *Pëtr N. Krasnov*: Ot Dvuglavogo Orla k krasnomu знамени, 1894–1921. Berlin 1921.

³ *Peter Holquist*: Making War, Forging Revolution. Russia's Continuum of Crisis, 1914–1921. Cambridge, MA 2002; *Robert Gerwarth, John Horne* (Hrsg.): Krieg im Frieden. Paramilitärische Gewalt in Europa nach dem Ersten Weltkrieg. Göttingen 2013.

möchten, bedeutet er einen schwierigen Balanceakt. Im Bürgerkrieg erreichte der Ausnahmezustand im Osten Europas, der im August 1914 begann und mit der Gründung der Sowjetunion im Dezember 1922 vorläufig endete, seinen Höhepunkt.

Bei ihrem Staatsgründungsprojekt verwarfen die Bolschewiki die Ansichten ihrer Gegner keineswegs vollständig, sondern beobachteten die zahlreichen Versuche, in den Randgebieten des ehemaligen Zarenreiches die Voraussetzungen für eine Wiederherstellung des Imperiums zu schaffen. Ein Wettlauf um die legitime Nachfolge hatte begonnen. Aus der Rivalität der Staats- und Reichskonzepte und aufgrund der Erfordernisse der real existierenden Regime entspann sich ein wechselseitiger Prozess von Transfer und Anpassung, nicht nur von Konfrontation und Überbietung. Da die Regierungen mit vergleichbaren Rahmenbedingungen zu kämpfen hatten, konnten sie in der Praxis voneinander lernen. Alternative politische Versprechungen waren vorerst nur Attribute diktatorischer Selbstbehauptung. Der siegreiche Sowjetstaat war schließlich das Ergebnis einer erfolgreichen Kombination brutaler Gewalt mit utopischen Zielsetzungen. Die Metamorphose vom alten Imperium zur neuen „Union“ bewahrte trotz innovativer Dynamik Elemente der Kontinuität. Sie war 1922 nur vorläufig abgeschlossen und setzte einen widersprüchlichen Findungsprozess in Gang, der über Jahrzehnte andauerte.

Insofern eröffnete der Zusammenbruch des Zarenreiches durchaus verschiedene Entwicklungspfade. Mit den Methoden der Neuen Imperien-Geschichte können diese theoretischen Optionen empirisch auf ihre Plausibilität und ihr Entwicklungspotential hin untersucht werden. Die kulturgeschichtliche und transnationale Ausrichtung erlaubt es, das innere Geflecht der Übergangsprozesse freizulegen.⁴ Aufgrund mikrohistorischer Genauigkeit und begrifflich-semantischer Sorgfalt erfahren nicht nur gewohnte Problemstellungen wie das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie oder die nationale Frage zusätzliche Tiefenschärfe. Der Wandel lässt sich auch auf weiteren Feldern präziser nachverfolgen. „Öffentlichkeit“ beschränkt sich nicht länger auf die institutionellen Grundlagen der Zivilgesellschaft, sondern impliziert informelle politische und soziale Aktivitäten, Praktiken der Selbstorganisation und Formen des Austauschs.⁵

Vergleichende Studien etwa zur Geschichte der Reichsstädte als attraktiven, aber verwundbaren Knotenpunkten der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Moderne versprechen Aufschluss über die Kohärenz und Tiefe der überregionalen Infrastruktur, wobei der Einfluss von Weltkrieg, Revolution und Bürgerkrieg auf die urbanen Landschaften Osteuropas noch lückenhaft erforscht ist.⁶ Schließlich erlebt das biografische Genre eine Renaissance. Der Blick auf hochrangige wie subalterne, eindimensionale wie hybride

⁴ *Ilya Gerasimov, Jan Kusber, Alexander Semyonov* (eds.): *Empire Speaks Out. Languages of Rationalization and Self-Description in the Russian Empire*. Leiden/Boston 2009.

⁵ *Ilya Gerasimov*: *Redefining Empire. Social Engineering in Late Imperial Russia*. In: Ebd., S. 229–271.

⁶ *Martin Kohlrausch*: *Imperiales Erbe und Aufbruch in die Moderne. Neuere Literatur zur ostmitteleuropäischen Stadt*. URL: www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-1185; *Friedrich Lenger*: *Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850*. München 1913; *Jan C. Behrends, Martin Kohlrausch* (eds.): *Races to Modernity. Metropolitan Aspirations in Eastern Europe, 1890–1940*. Budapest 2014; *Lutz Häfner*: *Gesellschaft als lokale Veranstaltung. Die Wolgastädte Kazan' und Saratov (1870–1914)*. Köln u. a. 2004; *Guido Hausmann* (Hrsg.): *Gesellschaft als lokale Veranstaltung. Selbstverwaltung, Assoziierung und Geselligkeit in den Städten des ausgehenden Zarenreichs*. Göttingen 2002; *Carsten Goehrke, Bianca Pietrow-Ennker*

„imperiale Persönlichkeiten“ (*imperskie lica*) als Trägern entweder eines transnational-über-regionalen Bewusstseins oder aber subjektiver Selbstbilder konkretisiert mikrohistorisch, wie sich Identitäten auf der zentralen wie der lokalen Ebene ausprägen.⁷ Originelle Einsichten gewährt ein spezieller Zweig der Reiseliteratur. Am Beispiel einzelner Vitae erschließt sich das Imperium gleichsam „unterwegs“, indem man den individuellen Spuren zwischen ständig wechselnden Orten folgt.

„Bolschewismus“ und „Antibolschewismus“ zeigen sich im Lichte der hier neu erschlossenen Quellen als vielfältige Phänomene widersprüchlicher Realitäten, die ihre Wurzeln im späten Zarenreich hatten. Dies gilt nicht zuletzt auch für Zuschreibungen wie die des „Russischseins“ (*ruskost*), einer vermeintlich eindeutigen Kategorie nationaler Zugehörigkeit. Mit dem Aufkommen moderner Wissenschaften wie der Biologie und der Anthropologie wurden die Gewissheiten nationalistischer Bekenntnisse erheblich erschüttert und die öffentliche Debatte über Ethnizität komplexer und differenzierter.⁸ Ausgelöst durch die nationalistische Feindbildpropaganda im Ersten Weltkrieg und katalysiert durch die scharfen ideologischen Frontlinien im Bürgerkrieg verschoben sich die Markierungen für „die Unsrigen“ und „die Fremden“. Gegenüber dieser verzerrten Wahrnehmung zwischen „Siegern“ und „Verlierern“ zeigte sich die internationale Historiografie nicht immun. Das vielen Zeitgenossen unerklärliche Scheitern der Anhänger der Februarrevolution und der Verfassunggebenden Versammlung wurden ebenso wie die militärische Niederlage der weißen Armeen einer höheren Vernunft zugeschrieben, als seien sie unvermeidbar gewesen.

Das Stigma, anachronistisch zu sein, haftete deshalb nicht nur der kleinen Minderheit der Monarchisten an. Es wurde auf das gesamte Spektrum politischer Überzeugungen „rechts von den Bolschewiki“ übertragen, also auch auf Sozialisten, Liberale und Konservative. Verstärkt durch ideologische Aufladung verloren die Begriffe „Bolschewismus“ und „Antibolschewismus“ in der Zeit des Nationalsozialismus und später während des Kalten Krieges ihre ursprüngliche Bedeutung. Beide machten Karriere als politische Unworte. Ohne Kenntnis dessen, was er vormalig semantisch umfasste, kann die ambivalente Ursprungslegende des Sowjetstaats nicht angemessen erfasst werden. Alternative Wort-schöpfungen wie „Revolutionäre“ und „Gegenrevolutionäre“ sind, auf den russischen Fall übertragen, wenig erhellend. Der Bruch, den der Rote Oktober zunächst für Russland, dann für Osteuropa, den Westen und perspektivisch für nahezu alle Teile der Welt bedeutete, verschob die Semantik zentraler Begriffe der politischen Sprache zugunsten einer neuartigen Polarisierung. Von den Bolschewiki erfolgreich zugespitzt, war der Eindruck entstanden, die „Weiße Bewegung“ repräsentiere alle ihre – tatsächlich überaus heterogenen – politischen Gegner. So wenig dies zutraf, so unbestritten ist, dass das militärische Potenzial der Freiwilligenarmeen Voraussetzung jedes künftigen alternativen Staatswesens

(Hrsg.): Städte im östlichen Europa. Zur Problematik von Modernisierung und Raum vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert. Zürich 2006.

⁷ Martin Aust, Frithjof Benjamin Schenk (Hrsg.): Imperial Subjects. Autobiographische Praxis in den Vielvölkerreichen der Romanovs, Habsburger und Osmanen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Köln u. a. 2015; Tim Buchen, Malte Rolf (Hrsg.): Eliten im Vielvölkerreich. Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn (1850–1918). Berlin/Boston 2015.

⁸ Zur wissenschaftsgeschichtlichen Debatte im späten Zarenreich, die das „imperiale Socium“ zwischen „Rasse“ und „Nation“ verortete, vgl. Marina Mogil'ner: Homo imperii. Istorija fizičeskoj antropologii v Rossii (konec XIX – načalo XX v.). Moskva 2008.

war. Ihre Anführer – verdiente Generäle der Zarenarmee im Weltkrieg, organisierten den regulären bewaffneten Widerstand und gaben provisorischen politischen Organen einen begrenzten Handlungsspielraum.⁹

Politische Vordenker unterschiedlicher weltanschaulicher Überzeugung mussten, selbst wenn sie sich nicht zu Legitimationsgehilfen der Militärdiktaturen degradieren ließen, auf deren Sieg hoffen, wenn sie sich eine nicht-bolschewistische politische Ordnung der Zukunft vorstellten. Neben dem teils erbitterten Widerstand regionaler Bauernarmeen, anarchistischer Partisanen und ethnisch-nationaler Kampfverbände, die sowohl die Rote als auch die Weißen Armeen attackierten, bedrohten allein die regulären Truppen der Generäle die Herrschaft der Bolschewiki so massiv, dass die Entscheidung über den Sieg 1919 auf des Messers Schneide stand. In engerem Sinne bildeten sie einen „russisch-nationalen“ Kern innerhalb der antibolschewistischen Front, im weiteren Sinne nährten allein sie die Aussicht auf eine Realisierung alternativer Projekte für ein erneuertes, postrevolutionäres Imperium.

„Groß, einig, unteilbar“

Soziale und ethnisch-nationale Konflikte begleiteten die rapide Modernisierung im späten Zarenreich. Sie eskalierten im Gefolge des Russisch-Japanischen Krieges und mündeten in eine erste Revolution, die zwischen 1905 und 1907 weite Teile des Territoriums erfasste. Mit harter Hand, aber auch politischen und wirtschaftlichen Reformen gelang es der Regierung, das Imperium zu stabilisieren. Der Weltkrieg machte alle diese Bemühungen zunichte. Selbst die Abdankung des Zaren im Februar 1917 brachte keine Beruhigung. Die revolutionäre Provisorische Regierung scheute davor zurück, Entscheidungen in der Frage der nationalen Selbstbestimmung zu treffen, weil sie der Konstituierenden Versammlung nicht vorgreifen wollte. Zusammen mit der Weigerung, einseitig aus dem Krieg gegen die Mittelmächte auszuscheiden, war dies der Grund, weshalb ihr das Gesetz des Handelns entglitt.¹⁰ Erneute Niederlagen im Sommer 1917 beschleunigten die Auflösungserscheinungen in der Armee. Was an den Peripherien geschah, entzog sich zusehends der Kontrolle des Zentrums. Die Debatte um das Selbstbestimmungsrecht der Völker bedrohte den Zusammenhalt des Reiches und löste eine Welle von Unabhängigkeitserklärungen aus.¹¹ Sie bildeten den Prolog zu den ethnisch-nationalen Konflikten, die einen wesentlichen Kern des Bürgerkrieges ausmachten.

⁹ Vgl. die knappen Analysen der politischen Administrationen *German A. Trukan: Antibol'shevistskie pravitel'stva Rossii*. Moskva 2000.

¹⁰ Unbekannte Einblicke geben erst jüngst erschlossene Niederschriften eines ungewöhnlichen Zeitzeugen-Interview-Projekts zur Februarrevolution: *Semion Lyandres: The Fall of Tsarism*. Untold Stories of the February 1917 Revolution. Oxford 2013.

¹¹ *Joshua Sanborn: War of Decolonization: The Russian Empire in the Great War*. In: *Eric Lohr u. a.* (eds.): *The Empire and Nationalism at War*. Bloomington 2014, S. 49–71. Den Einfluss wechselnder Besatzungsregime auf die Transformation einer Grenzzone im Übergang vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg untersucht *Mark von Hagen: War in a European Borderland. Occupations and Occupation Plans in Galicia and Ukraine, 1914–1918*. Seattle 2007.

Ein vermeintlich auf ewige Zeiten festgefügtcs Riesenreich brach in kurzer Frist zusammen. Alles ging so schnell, dass die Protagonisten der nichtbolschewistischen Opposition den epochalen Vorgang nicht sofort als Folge einer längeren Vorgeschichte wahrnahmen. Vielmehr glaubten sie, es handle sich um einen Zufall der Geschichte, einen vermeidbaren Putsch einzelner Verschwörer oder einen momentanen Verrat untreuer Untertanen. Vor diesem Hintergrund und unter dem Druck erbitterter militärischer Gefechte entstanden die post-imperialen Reichskonzepte, mit denen sie dem weitreichenden Freiheitsversprechen der Bolschewiki Paroli bieten wollten. Unterdessen lösten sich Russlands Reichsgrenzen auf. Ausgerechnet in den dicht besiedelten, relativ besser erschlossenen (süd-) westlichen Randgebieten, wo das Streben nach Unabhängigkeit am stärksten ausgeprägt war, schlugen der ehemalige Oberkommandierende der Kaiserlichen Armee, General Michail Alekseev und sein Generalstabschef Anton Denikin sowie der populäre General Lavr Kornilov das Hauptquartier des antibolschewistischen militärischen Widerstands auf. Sie operierten also nicht bloß fern des Reichszentrums, sondern gleichsam in Feindesland, jedenfalls aber in ethnisch gemischten Gebieten, die ihrerseits Schauplatz kleiner Bürgerkriege waren.¹²

Am ehesten eigneten sich die Kosakengebiete an Don, Kuban' und Terek als Rückzugsraum für antibolschewistische Freiwillige. Sie wollten zur „Zitadelle“ des Widerstands werden, von der aus das entschwindende Russische Reich „gerettet“ und restituiert werden sollte. „Wiedergeburt“ (*vozzroždenie*) lautete das beschwörende Signalwort. Doch zeigte sich „die russische Vendée“, wie einige die Territorien der Kosaken bezeichneten, aufgrund sozialer Inhomogenität kaum gefügiger als ethnisch gemischte Siedlungsgebiete. Einige Anführer der Reiterheere verfolgten unverhohlen autonome oder sogar secessionistische Ziele. Sie mussten sich ihrerseits revolutionärer Forderungen zugezogener nicht-kosakischer Bauern erwehren. Als Partner fielen die Schwarzmeer-Kosaken nahezu gänzlich aus, weil sie überwiegend ukrainisch waren. So wichtig also Kosakenverbände im Bewegungskrieg waren und so maßgeblich sie zur Schlagkraft der Freiwilligenarmeen beitrugen – hinsichtlich einer Restitution des Imperiums waren sie ambivalente Verbündete.¹³

In den überwiegend bäuerlich geprägten Gebieten an der Mittleren Wolga und am Ural mussten sich die Militärs nicht allein mit den Liberalen arrangieren, sondern vor allem mit Vertretern der großen sozialistischen Parteien, allen voran der Sozialrevolutionäre und der Menschewiki. Sie gaben auch in Sibirien den Ton an, der Hochburg eines tief in der Geschichte verwurzelten Regionalismus, den Admiral Aleksandr Kolčak mit nur mäßigem Erfolg in die Front gegen Moskau einbinden konnte.¹⁴ Der dünn besiedelte, abgeschiedene Norden schließlich eignete sich als politisches Experimentierfeld, auf dem gemäßigte Sozialisten mit Liberalen und Konservativen einigermassen erfolgreich agier-

¹² Omer Bartov, Eric D. Weitz (eds.): *Shatterzone of Empires. Coexistence and Violence in the German, Habsburg, Russian, and Ottoman Borderlands*. Bloomington 2013.

¹³ Matthias Uhl: Die Kosaken im Ersten Weltkrieg 1914–1917. In: Harald Stadler u. a. (Hrsg.): *Die Kosaken im Ersten und Zweiten Weltkrieg*. Wien u. a. 2008, S. 69–91; Serhii Plokhy: *The Cossack Myth. History and Nationhood in the Age of Empire*. Cambridge/New York 2012; Shane O'Rourke: *Warriors and Peasants. The Don Cossacks in Late Imperial Russia*. Oxford 2000.

¹⁴ Serge P. Petroff: *Remembering a Forgotten War. Civil War in Eastern European Russia and Siberia, 1918–1920*. Irvington, N. Y. 2000 (russ. Ausg. 2006); Jonathan D. Smele: *Civil War in Siberia. The Anti-Bolshevik Government of Admiral Kolchak, 1918–1920*. Cambridge 1996; Norman G. O. Pereira: *White Siberia. The Politics of Civil War*. Montreal 1996.

ten.¹⁵ Zum Brückenkopf einer Rückeroberung des Imperiums taugte er nicht – eher schon die Krim, auf die sich ein Rest der Weißen Armeen unter Baron Petr Vrangels 1920 hatte zurückziehen müssen. Doch wurde die Halbinsel stattdessen zur Drehscheibe einer beispiellosen Evakuierung und Fluchtbewegung weg aus einem Reich, das an die Bolschewiki, an Sezessionsbewegungen und an Freischärler verloren gegangen war.¹⁶

Das Herz des Restimperiums schlug mithin dort, wo die Bolschewiki die Macht erobert hatten und sie mit Gewalt hielten. Von hier aus verteidigten sie mit ihrer Herrschaft zugleich auch die fluiden äußeren Grenzen. Sie profitierten von den Auflösungserscheinungen an den Rändern und schürten sie nach Kräften. Ihre post-imperialen Vorstellungen von einer künftigen Neuordnung des eurasischen Großraums waren provisorisch, flexibel und offen. Selbst die Preisgabe von Reichsboden an die „Feinde Russlands“ war kein Tabu. Wenn es um das eigene Überleben ging, schreckte Lenin nicht vor demütigenden Verträgen wie 1918 in Brest-Litovsk und 1921 in Riga zurück. „Grenzen“ kamen erst wieder ins Spiel, als der militärische Sieg feststand und die Weltrevolution aus der Naherwartung in eine Langzeitperspektive übersetzt werden musste.¹⁷ Wie und wo die Grenzen verlaufen würden, entschied die Konstellation der Kräfte. In der Utopie eines künftigen Weltstaats sollten ethnisch-nationale Grenzen eigentlich keinen Platz mehr haben. Einstweilen aber sicherten und strukturierten sie das Mutterland der Revolution bzw. das zurückgewonnene Territorium des Alten Reiches nach ethnisch-nationalen Kriterien.¹⁸ Hingegen folgte die Utopie der Generäle einer imperialen Gewohnheit, die sich vorwiegend um die Außengrenzen sorgte, im Innern aber gemäß den Erfordernissen der Verwaltung nach Gouvernements und Ansiedlungsräumen unterschied.

Auf diese Linie legten sich die Militärdiktatoren und ihre überwiegend liberalen und konservativen Berater frühzeitig fest. Bereits um die Jahreswende 1917/18, als ein massiver Feldzug gegen die Bolschewiki noch illusorisch war, wurden die Eckpunkte eines Reichskonzepts formuliert. Sie sind in einem Brief Aleksejs an den Generalstabschef vom 21. November 1917 und vor allem im später so genannten „Kornilov-Programm“ vom Januar 1918 niedergelegt.¹⁹ Zwar verschlossen die Militärführer nicht die Augen vor den Realitäten, also dem faktischen Zerfall des Imperiums. Doch sträubten sie sich gegen den Eindruck, es sei ein Nullpunkt erreicht, von dem aus das Reich neu zu denken und grundlegend anders zu ordnen sei. So weitreichend ihre diktatorischen Vollmachten in dieser Situation theoretisch sein mochten, zu einem politischen Revirement wollten sie sie nicht nutzen. Stattdessen bekannten sie sich zum Prinzip des Aufschubs, also zu einem

¹⁵ *Ljudmila G. Novikova*: Provincial'naja „kontrrevoljucija“. Beloe dvizhenie i Graždanskaja vojna na russkom Severe, 1917–1920. Moskva 2011.

¹⁶ Dieser letzte Akt des Bürgerkriegs spielt in der aktuellen öffentlichen Restitution des russischen Erinnerungsortes „Krim“ eine wesentliche Rolle.

¹⁷ *Jeremy Smith*: The Bolsheviks and the National Question, 1917–23. London 1999, S. 66–107.

¹⁸ *Francine Hirsch*: Toward an Empire of Nations: Border-Making and the Formation of Soviet National Identities. In: *Bhavna Dave* (ed.): Politics of Modern Central Asia. Bd. 1: Encounters with Modernity. Russian and Soviet Rule. London 2010, S. 118–147.

¹⁹ *Aleksej A. fon Lampe* (red.): Beloe delo. Letopis' beloj bor'by. Bd. 1. Berlin 1926, S. 77–82; *Iosif V. Gessen* (red.): Archiv russkoj revoljucii. Bd. 9. Berlin 1923, S. 285f.

Moratorium, in dem nichts vorentschieden werden durfte.²⁰ Alles sollte einer künftigen Konstituante überlassen bleiben, wobei unklar war, ob sie damit die soeben erst gewählte meinten. So verschieden beide Generäle in Habitus und politischem Temperament waren, teilten sie doch zwei unverrückbare Grundsätze: Erstens musste der umfassende militärische Sieg über die Bolschewiki gesichert sein, bevor die Politik zu ihrem Recht kommen durfte. Zweitens ließen sie keinen Zweifel daran, dass „Russland“ in den Grenzen von 1914 wiederherzustellen sei. Über der versprochenen „weitgehenden lokalen Autonomie“ stand unzweifelhaft die „staatliche Einheit“. Bezüglich Finnland und Polen war davon abweichend von einem nicht näher ausgeführten unabhängigen Status die Rede. Hingegen sollten alle ähnlich gearteten Bestrebungen in der Ukraine, einem Hauptschauplatz des Weltkriegs wie des beginnenden Bürgerkriegs, frühzeitig unterbunden und nicht zuletzt die Schwarzmeerflotte vor dem Zugriff der abtrünnigen Regierung (Zentral-Rada) gesichert werden. Alekseev sprach unmissverständlich von „Verrat“. Die Generäle legten sich somit frühzeitig auf eine Maximallösung fest. Es ging um ein Territorium, über das weder sie noch ihr Hauptgegner verfügten. Ihr Russland sollte wie unter den Zaren „groß, einig und unteilbar“ sein.²¹

Zentrales Element nahezu aller nichtbolschewistischen Reichsvorstellungen war die Idee einer alle Unterschiede und Gegensätze überwölbenden Staatsmacht. „Staatlichkeit“ (*gosudarstvennost'*) meinte Rückgewinnung der Souveränität und Schaffung eines Nukleus neu legitimierter Herrschaft. Um diese Legitimität konkurrierten indessen mehrere Gegenregierungen in Teilen des Alten Reiches. Sie betrachteten ihr jeweils notdürftig gesichertes Herrschaftsgebiet als *pars pro toto*. Von hier aus richteten sich alle Blicke auf Moskau. Einem Zauberwort gleich sollten alle „staatlich gesinnten“ Kräfte den weiteren Zusammenbruch aufhalten. Vorübergehend musste das regionale „Zentrum“ die abhanden gekommene imperiale Metropole ersetzen.

Unterdessen gehörte es zu den bitteren Erfahrungen der Gegenregierungen, dass sich die regionalen administrativen, rechtlichen und repräsentativen Reichsinstitutionen in der Krise als schwächlich und dysfunktional erwiesen. Intakt blieb hingegen das Netz der alten imperialen Botschaften im Ausland. Sie standen für alten Glanz und weltweite Präsenz, schwebten aber wie abgesprengte Satelliten über den Relikten einer explodierten Welt. Sie verkörperten auf ihre Weise die Misere der postimperialen Machtverhältnisse: Während sie den Rat der Volkskommissare als legitime neue Regierung Russlands nicht anerkannten, vertraten sie einen Staat, der augenblicklich in eine Vielzahl von Herrschaften zersplittert war.²²

²⁰ An diesem offiziellen Vorbehalt gegenüber Vorentscheidungen (*nepredrešenstvo*) hielten – ungeachtet mancher mündlicher Zugeständnisse – nahezu alle Generäle bis zum Ende des Bürgerkriegs fest.

²¹ Zu den Nuancen des Unitarismus der Generäle Nikolaus Katzer: Die weiße Bewegung in Russland. Herrschaftsbildung, praktische Politik und politische Programmatik im Bürgerkrieg. Köln u. a. 1999, S. 399–423.

²² Nadia Tongour: Diplomacy in Exile. Russian Emigres in Paris, 1918–1925. [Ph. D. diss. Stanford 1979]

Postimperiale Regionalherrscher

Gegenüber den zugereisten Mitgliedern der alten politischen, militärischen und wirtschaftlichen Eliten wollten sich regionale Kräfte nicht mit bloß dienenden Aufgaben für höhere Ziele begnügen. Ihre Belange vertraten nicht selten charismatische, gewaltbereite Persönlichkeiten. Ihre Vorstellungen von Staatlichkeit kreisten um idealtypische, vormoderne Gemeinschaften. Diese oft selbsternannten Reiterfürsten (*atamany*, ukrainisch *otamany*), Kriegsherren (*warlords*) oder Führer informeller bewaffneter Aufgebote (*vožaki*) operierten an den Rändern des russischen Kernbereichs, vor allem aber in der Ukraine, in Sibirien und Fernost. Ihre mobilen Verbände kämpften in der Regel für sehr eigennützige Ziele, gelegentlich auch um die Herrschaft in geografisch nicht klar umrissenen Gebieten. Von den regulären Verbänden schwer zu kontrollieren, hielten sie den Ausgang des Bürgerkriegs und damit auch die Entscheidung, wie das postrevolutionäre Russland aussehen würde, längere Zeit offen. Niemand wusste zu sagen, wie die von ihnen befeuerte Anarchie in den Griff zu bekommen war.²³

Gerade dieser Aspekt des Bürgerkriegs verdient erhöhte Aufmerksamkeit. Die Kriegsherren waren nicht selten Angehörige der alten Militärelite, allerdings jenes Teils, der erst im Weltkrieg Karriere gemacht hatte. Sie sammelten Erfahrung bei Sondereinsätzen hinter der Front der Mittelmächte. Einige von ihnen hatte auch die Provisorische Regierung im Jahr 1917 entsandt, um ferne Reichsteile zu befrieden. Obwohl sie dem Antibolschewismus zuzurechnen sind, durchkreuzten sie ab 1918 vielfach die Pläne und Operationen anderer Gegner der Bolschewiki. Insofern schufen sie eher Gewaltzonen als politische Gebilde, die zu Kristallisationspunkten einer überregionalen Ordnung hätten werden können.²⁴ Die weißen Generäle betrachteten diese nach dem Oktoberumsturz herrenlosen Emissäre der ehemaligen Zentralmacht als Freischärler, die den Kampf gegen das „Joch“ der Bolschewiki störten. Letztere wiederum denunzierten alle Gegner als „Banden“, gleichgültig wie sie sich nannten oder bezeichnet wurden, ob Weißgardisten, Grüne, Anarchisten oder Partisanen, und rechneten gnadenlos mit ihnen ab.

Die Schrecken verbreitenden Regionalfürsten in den staatsfernen Übergangszonen verstärkten die Fliehkräfte des Imperiums.²⁵ Sie profitierten vom Zusammenbruch der Reichsverwaltung, schufen eigene Netzwerke für Nachschub und Versorgung, verbündeten sich mit willigen oder gezwungenen regionalen Kräften, terrorisierten die Zivilbevölkerung und plünderten sie aus – was im Übrigen auch auf große Teile der Freiwilligenarmeen und der Roten Armee zutraf. Obwohl zu übergreifenden Bündnissen nicht fähig, bestimmten sie vielerorts das Erscheinungsbild des Bürgerkriegs. Bei ihren Anhängern weckten sie

²³ *Kristofer Gilli* [Christopher Gilley]: *Ukrainskaja atamanščina: nacionalizm i ideologija v prostranstve nasilija posle 1917 goda*. In: *Katja Bruisch, Nikolaus Katzer* (red.): *Boľšaja vojna Rossii. Social'nyj porjadok, publičnaja komunikacija i nasilie na rubeže carskoj i sovetkoj epoch*. Moskva 2014, S. 159–178; *Felix Schnell*: *Räume des Schreckens. Gewalt und Gruppenmilitanz in der Ukraine, 1905–1933*. Hamburg 2012; *Anton V. Posadskij* (sost., red.): „Atamanščina“ i „partizanščina“ v Graždanskoj vojne: ideologija, voennoe učastie, kadry. Moskva 2015.

²⁴ *Ol'ga A. Chorošilova*: *Vsadniki osobogo naznačeniya*. Moskva 2013.

²⁵ *Alfred J. Rieber*: *The Struggle for the Eurasian Borderlands. From the Rise of Early Modern Empires to the End of the First World War*. Cambridge 2014, S. 532–614.

den Traum von selbstbezogenen Kleinimperien oder, wie die Anführer der aufständischen Bauernarmeen, von einem agrarischen Russland der Zukunft.²⁶

Nahezu vergessen, in jüngerer Zeit aber umso intensiver studiert, ist das Beispiel des Barons Roman Fedorovič (Nikolaj Robert Maximilian) von Ungern-Sternberg. Aus seiner Vita lässt sich eine biographisch-ethnografische Mikrohistorie des Russischen Reiches herauslesen. Sie ergibt eine exemplarische Geschichte imperialen Zerfalls, verkettet zu einer interimperialen Geschichte Eurasiens.²⁷ Im Unterschied zu den meist konventionellen Biografien der etablierten Generäle war Ungern ein Faszinosum. Geboren im österreichischen Teil des Habsburger Reiches, verbrachte er die Kindheit im Estländischen, war Offizier in Petrograd und vertiefte sich in fernöstliche Mystik und den Buddhismus, ohne sich von seiner christlichen Herkunft loszusagen. Sein Leben spiegelt das Drama des Übergangs von einem Reich mit kolonialer Peripherie zu einem Großraum mit „internationalistischer“ Zentralmacht und teils nationalistischen, teils pseudoimperialen Regionalherrschaften. So betrachtet, verkörpert der Aufsteiger Ungern-Sternberg den momentanen Erfolg, den wachsende Mobilität in der Moderne und das Machtvakuum des Bürgerkriegs ermöglichten. Er lebte gleichsam das Imperium, tauchte in transnationale Räume ein, überschritt Grenzen, durchdrang neu erschlossene Räume. Berüchtigt für seine Grausamkeit, hing er obsessiv der Vision einer „Großmongolei“ nach, die er als „Reichsgründer“ wiedererstehen ließ. 1921 wurde er von einem Revolutionstribunal verurteilt und exekutiert.

Wege der Reichsidee im 20. Jahrhundert

Die Debatte im russischen Antibolschewismus um ein „Reich ohne Zaren“ reichte weit über die Schockphase hinaus, die der Zusammenbruch auslöste. Die These, es sei lediglich um ein restauratives Gegenmodell zum Staatskonzept der Bolschewiki gegangen, greift zu kurz. Der Blick zurück aus hundertjähriger Distanz zeigt, wie sich die Linien der post-imperialen Diskurse in der Emigration und in der Sowjetunion allmählich verflochten. Im Licht der gegenwärtigen internationalen Politik und Russlands Suche nach einem Platz im globalen Mächtekonzept gewinnt diese Tiefendimension neue Aktualität. Denn die Idee eines postsowjetischen Patriotismus, der die ethnische Vielfalt überwölbt und zugleich spezifisch russische Traditionen bewahren will, knüpft an vorrevolutionäre imperiale Ideologeme ebenso an wie an die sowjetische Erfahrung einer „Union“. Zu den Strategien der Krisenbewältigung im späten Zarenreich, in Weltkrieg, Revolution und Bürgerkrieg, aber auch in sowjetischer Zeit gehörte es, den Wert synthetisch-harmonisierender Einheitsmuster zu betonen. Wiederkehrende Konfliktkonstellationen wie die Spannungsverhältnisse zwischen Reform und Stagnation, Imperium und Nation, Föderalismus und Regionalismus, Machtstaat und Zivilgesellschaft machen die Geschichte zu

²⁶ *Erik C. Landis*: Bandits and Partisans. The Antonov Movement in the Russian Civil War. Pittsburgh 2008; *Vladimir N. Brovkin*: Behind the Front Lines of the Civil War. Political Parties and Social Movements in Russia, 1918–1922. Princeton 1994, S. 127–162.

²⁷ *Willard Sunderland*: The Baron's Cloak. A History of the Russian Empire in War and Revolution. Ithaca, NY/London 2014; *Sergej L. Kuz'min*: Istorija barona Ungerna: opyt rekonstrukcii. Moskva 2011; *James Palmer*: Der blutige weiße Baron. Die Geschichte eines Adligen, der zum letzten Khan der Mongolei wurde. Frankfurt a. M. 2010.

einer unverzichtbaren Ressource der Politik. Der Umbau der Russischen Föderation zu einem industriellen Global Player gerät durch die machtpolitische Intervention in äußere kriegerische Konflikte in Verzug.

Es war eine doppelte Ironie der Geschichte, dass die Armeen der Weißen im Bürgerkrieg unwillentlich das Werk der Bolschewiki und diese umgekehrt unfreiwillig das Werk der Weißen betrieben. Die Weißen machten sich wegen ihrer unitarischen Reichsidee viele nationale Bewegungen zu Gegnern und nahmen sie damit aus der Front gegen Moskau heraus. Erst recht traf das auf sozialistische Parteien und Gruppierungen zu, die im Vergleich mit den Generalsdiktaturen den Sowjetstaat für das geringere Übel hielten.

Antibolschewistische Wortführer erkannten dieses Paradoxon. Vasilij Šul'gin, als Abgeordneter der Staatsduma ein Vertreter der imperialen Elite des frühen 20. Jahrhunderts, war aktiv an der Reform der Staatsverwaltung beteiligt. Obwohl ein überzeugter Monarchist und russischer Nationalist, drängte er den Zaren zum Thronverzicht, gehörte zu den Protagonisten der Februarrevolution und wurde nach dem Oktober 1917 zu einer zentralen Figur beim Aufbau einer politischen Administration der Freiwilligenarmee im Süden, einer modernen Propaganda-Maschinerie und Gegenaufklärung. Seine Hoffnung auf eine konstitutionelle Monarchie musste er begraben, dennoch fühlte er sich nach der militärischen Niederlage der Weißen als moralischer Sieger, weil er glaubte, die Bolschewiki seien gezwungen worden, „mit roten Händen die weiße Sache zu tun“, also das „Gottgeschützte Russländische Reich“, in welcher Form auch immer, wieder zu errichten. Leben wollte er dort allerdings nicht und ging in die Emigration.²⁸

Überaus wandlungsfähig zeigte sich auch Petr Struve. Er stammte aus vornehmer dänisch-deutscher Familie und machte eine glänzende Karriere als Jurist, Ökonom und Publizist. In jungen Jahren hing er den Slawophilen an, wurde Sozialist und war einer der Übersetzer des „Kapital“, bevor er mit dem Marxismus brach und Mitbegründer der liberalen Partei der Konstitutionellen Demokraten wurde. Wie Šul'gin schloss er sich den Weißen an und verteidigte stärker noch als die Generäle die Autokratie. Den Kosmopolitismus prangerte er nicht nur bei den Bolschewiki an, sondern erst recht in den eigenen Reihen.²⁹

Kennzeichnend für diese und andere „imperiale Persönlichkeiten“ war ihre politisch-weltanschauliche Entfesselungskunst. Ihre Biografien geben Auskunft über die Art und Weise, wie Angehörige der Bildungs- und Funktionseliten innerhalb des Imperiums agierten und wie sie mit dem Verlust dieses Imperiums umgingen. Aufschlussreich dafür sind auch die Tagebuchaufzeichnungen des Historikers Pavel Miljukov bzw. die jahrzehntelangen Briefwechsel, die der Jurist Vasilij Maklakov mit unterschiedlichen Korrespondenten in der Emigration führte.³⁰ Beide liberale Politiker, suchten sie wie viele andere Zeitgenossen nach einer Erklärung für das Trauma des Jahres 1917, als das Reich verloren ging, in dem

²⁸ Vasilij V. Šul'gin: Dni. 1920. Moskva 1989, S. 527f.

²⁹ O. A. Žukova, V. K. Kantor (red.): Petr Berngardovič Struve. Moskva 2012; Richard Pipes: Struve. Liberal on the Right, 1905–1944. Cambridge 1980.

³⁰ Nadežda I. Kaniščeva (sost.): Dnevnik P. N. Miljukova, 1918–1921. Moskva 2005; Oleg V. Budnickij (sost.): Spor o Rossii. V. A. Maklakov – V. V. Šul'gin. Perepiska 1919–1939 gg. Moskva 2012; ders. (sost.): „Prava čeloveka i imperii“. V. A. Maklakov – M. A. Aldanov. Perepiska 1929–1957 gg. Moskva 2015; ders.: „Soveršenno lično i doveritel'no!“. B. A. Bachmetev – V. A. Maklakov. Perepiska 1919–1951. V 3 t. Moskva 2001–2002.

sie wie selbstverständlich gelebt und das sie ebenso scharf kritisiert hatten, wie sie es als Patrioten nun wieder herbeisehnten.

Andere Emigranten rationalisierten früher oder später das Faktische, arrangierten sich mit dem Regime der Sieger, warben für Versöhnung, sprachen von der Kontinuität des neuen Staatswesens, das von der Alten Rus‘ bis in die Gegenwart reiche, sahen sogar – wie die Anhänger der Gruppe „Wechsel der Wegzeichen“ (*Smena vech*) – ein eurasisches Zeitalter unter russischer (bolschewistischer) Führung heraufziehen.³¹ Nicht zuletzt unter den Wortführern einzelner Nationalitäten in der Emigration gab es eine Neigung zur Sowjetophilie.³²

Was die Unterlegenen unmittelbar nach dem Bürgerkrieg bewegte, blieb in der Zwischenkriegszeit virulent. Ihre Erinnerungen an die „Kampfzeit“ verblassten und wurden durch die Sorgen des Alltags im Exil in den Hintergrund gedrängt. Politische und militärische Emigranten suchten Halt im globalen Ausland, in Ländern Europas, Asiens, Nord- und Südamerikas oder Nordafrikas. Fokussiert auf die Idee einer Reconquista waren insbesondere Offiziere. Sie versammelten sich um eine Kampforganisation, die Baron Vrangél‘ mit internationaler Hilfe aufbaute, und warteten auf die Gelegenheit, einen „Kreuzzug“ gegen die Bolschewiki zu führen, um Revanche zu nehmen für die Niederlage im Bürgerkrieg.³³ Dramatisch spitzte sich die Lage durch den Gegensatz der Diktaturen des Nationalsozialismus und des Stalinismus zu. In den Jahren des Zweiten Weltkriegs verquickten sich in tragischer Weise – wie das Beispiel General Vlasovs zeigt, „Kollaboration“, Hoffnung auf „Befreiung“ und „Verrat“.³⁴

Wie immer man die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg charakterisiert – als innere Befriedung oder Einfrieren ungelöster Konflikte, unstrittig ist, dass das Erbe des Ersten Weltkriegs, der Revolution und des Bürgerkriegs darüber nicht verloren ging. Das Imperium ist zurück – als Phantom, als nostalgisches Ideal oder als praktische Aufgabe, d. h. als Vorbild für eine Ordnung großer Räume durch abgestufte Herrschaft.

³¹ Zur Aktualisierung der Bewegung *Marlène Laruelle*: Russian Eurasianism. An Ideology of Empire. Washington 2008.

³² *Christopher Gilley*: The „Change of Signposts“ in the Ukrainian Emigration. A Contribution to the History of Sovietophilism in the 1920s. Stuttgart 2009.

³³ *Ivan I. Basik* u. a. (sost.): Russkaja voennaja èmigracija 20ch – 40ch godov. Dokumenty i materialy. Moskva 1998ff. Bislang sind sechs Bände erschienen, die die Zeit von 1920 bis 1927 erfassen.

³⁴ *Andrej N. Artizov* (otv. red.): General Vlasov: istorija predatel’sтва. V 2 t., 3 kn. Moskva 2015.